

Kindheit und Jugend in Markgröningen 1941 – 1956

Frühe Kindheit

Geboren in den unseligen Zeiten des 2. Weltkriegs ist uns nur Weniges bewusst in Erinnerung.. Persönlich hat sich bei mir noch unlöslich eingeprägt das Sirenengeheul bei Fliegeralarm und das unheimliche Dröhnen der Flugzeuge, die in mehreren Staffeln Richtung Stuttgart flogen, um es in Schutt und Asche zu legen, an die kalte Winterszeit und an den Luftschutzzoll an der Böschung an der Tammer- Straße etwa 100 m nach der Seidenfabrik. Die Erinnerung ist noch da an die Verdunklung, die Notbetten im dumpfen, mit Kerzen beleuchteten Keller zwischen Fässern und Regalen mit Großmutter und anderen Hausbewohnern. Im Bewusstsein haften geblieben sind die gedrückte Stimmung der Erwachsenen, das Fehlen der Väter im Haus, sowie die Erzählungen über die Bombardierung von Heilbronn und Pforzheim, deren Feuersbrünste die Nächte erhellten und deren Brandgeruch noch tagelang in unserer Stadt wehte.

Am 20. April 1945 war die unmittelbare Gefahr vorbei. Da marschierten die Franzosen von der Steig heraufkommend in Markgröningen ein. Die De Gaulle-Armee konfiszierte alles Wertvolle: Fahrräder, Uhren, Fotoapparate und Radios. Bei den Truppen waren auch Marokkaner. Die kamen auf den Hof, wenn sie ein Huhn sahen, fingen sie es blitzschnell ein und drehten ihm den Kragen um, und das in weniger als einer Minute. Daraufhin wurden die Hühner tagelang im Stall versteckt gehalten. Die Marokkaner übten sich im Radfahren. Sie stießen sich mit den Beinen vom Boden ab und bremsten auch mit beiden Beinen. Es belustigte wiederum die Einheimischen, wenn das Bremsen misslang.

Im Juli wurden die Franzosen von den Amerikanern als Besatzungsmacht abgelöst. In Kolonnen rasselten die Amis mit ihren Armeefahrzeugen durch die Straßen, warfen den am Straßenrand stehenden Kindern vom Jeep aus Kaugummi, Kekse und Zigaretten zu. Die GIs machten sich einen Spaß daraus, zuzusehen wie sich die Kinder um die Sachen balgten. Der Tabak aus den angerauchten Glimmstängeln wurde sorgfältig herausgetrennt und bei Älteren, gegen für das Bubenalter Brauchbares, eingetauscht. Schnaps und Zigaretten waren gängige Tauschwährung der Erwachsenen. Der Hoover-Plan ermöglichte die Schulspeisung im Spitalhof, die ins mitgebrachte, alte Militärgeschirr gefüllt wurde. Am besten schmeckten der Kakao und die Dampfnudeln. In späteren Jahren kamen die Amis von den Ludwigsburger Kasernen öfters zum Tanz mit den „German Fraulein“ in den Saal des Gasthofs Post, wo wir auf die Sockelmauer stiegen und von außen durch die Vorhänge ‚spickelten‘.

Unmittelbare Nachkriegsjahre

Außer dass es an ausreichender Nahrung mangelte, fehlte es nach dem Krieg auch an allem anderen: Wohnraum, Heizungsmaterial, Kleidung und Treibstoff. Bleiche und kranke Kinder wurden mit ekelhaft schmeckendem Lebertran traktiert. Auf den Straßen gab es nur wenig Autoverkehr und man sah noch Fahrzeuge mit Holzvergaser, die am Straßenrand hielten, wo Holz in den Kessel nachgelegt wurde. In der Wohnung war nur die Küche warm, sonntags wurde dann noch die Wohnstube geheizt. In den anderen Räumen bildeten sich im kalten Winter Eisblumen an den Fensterscheiben, die Bettflasche gehörte rechtzeitig zum Vorwärmen ins Bett. Wenn im Winter Schnee fiel, fuhr der Schneepflug von Pferden gezogen durch die Straßen. Das war ein keilförmiger, dreieckiger Holzrahmen, der den Schnee rechts und links zu Wällen seitwärts schob.

Wer ums Haus herum noch einige m² Boden oder ein „Gütle“ hatte, pflanzte Salat, gelbe Rüben, Kraut, Tomaten, Bohnen und Blumenkohl an. Im Hof und im Verschlag wurden Hühner, Hasen, Gänse, Geißen und manchmal eine Sau gehalten. Überall hörte man in aller Herrgottsfrüh das Krähen der Hähne. Jeder Wegrain wurde für Hasenfutter abgemäht. Wer noch von den Vorfahren einen Acker hatte, war nahezu Selbstversorger durch den Anbau von Kartoffeln, Weizen, Mais, Erbsen, Linsen, Stangenbohnen, Tabak und Mohn.

Die Kinder wurden zu allerlei Arbeiten eingespannt z.B. Hacken, Pflücken und Kartoffelkäfer und Kohlweißlingsraupen absammeln, was natürlich von der Freizeit abging. Am schönsten waren im Herbst die Kartoffelferien. Da ging man mit aufs Feld zum Auflesen der Kartoffeln. Das Beste aber waren die Kartoffelfeuer - vor allem das Zündeln -, in denen man die ersten Kartoffeln garte. Selbst der beißende Rauch störte uns Kinder nicht. Im Herbst 1947 gab es viele Bucheckern. So fuhr die ganze Familie mit den Kindern im Fahrradsitz in die Wälder und sammelte ‚Bucheke‘. Das Ergebnis der Anstrengung wurde dann in eine Ölmühle gebracht und zu Öl gepresst.

Heimatvertriebene

Unmittelbar nach dem Kriegsende gab es viele Personen, die fern ihrer Heimat gestrandet waren (Ausgebombte aus den Großstädten, ehemalige Soldaten, Flüchtlinge und Fremdarbeiter aus dem Osten). Sie alle mussten sich um eine Bleibe kümmern. Schlimmer wurde es aber 1946/47 als planmäßig Deutsche aus den Ostgebieten vertrieben wurden (Pommern, Schlesien, Böhmen, Ungarn und Jugoslawien). Sie hatten manchmal nur eine Stunde Zeit um das Nötigste zu packen (maximal 20kg pro Person) und wurden in Zügen nach Westen verfrachtet. Von Lagern aus wurden sie in Gemeinden einquartiert. So auch in Markgröningen. Die Vertriebenen, oftmals durch die Wirren bedingt nur Teilfamilien, wurden

in engen Dachbodenkammern oder Souterrainräumen bei Einheimischen und in städtischen Einrichtungen zum Beispiel im Stadtturm (ehemalige Türmerwohnung), im Oberen Torturm untergebracht. Im Wimpelinhäus lebten mehrere Familien auf kleinstem Raum zusammen. Oftmals wurden die ‚Flüchtlinge‘ auch von den Örtlichen gehänselt. Im darniederliegenden Deutschland gab es jedoch genügend Arbeit, so dass es auch für diesen Personenkreis wirtschaftlich langsam bergauf ging. Millionen von Heimatlosen friedlich zu integrieren und heimisch werden zu lassen, war eine große Leistung in dieser Zeit.

Kindliche Spiele

Wann immer es ging, drückte man sich um häusliche Pflichten und hielt sich im Freien auf. Seilhüpfen und ‚Himmel und Hölle‘ spielen verlor für die Buben jedoch schnell ihren Reiz, da es die Mädchen viel besser und ausdauernder konnten. Ein Gutes hatte es jedoch, man konnte die jüngeren Geschwister, auf die man aufpassen musste, bei den Mädchen ‚parken‘, und so seine eigenen Abenteuer unternehmen, die man sich nicht immer zuhause zu erzählen traute. Man ging viel barfuss, und wenn es im Sommer zu regnen anfang, hüpfte man mit den ersten Regentropfen, die in den Staub fielen, und atmete den frischen erdigen Geruch ein.

Stelzen laufen oder auf einer Stelze hüpfen, die andere geschultert, den Topf (Kreisel) möglichst lange kreiseln zu lassen oder über lange Strecken zu treiben, beschäftigte einen stundenlang.

Überall wo es nur ging spielte man mit den ‚Schnellern‘ (Murmeln). Man hatte immer welche in der Tasche, und die besonders schönen farbigen Glasmurmeln hütete man als besonderen Schatz und verspielte sie möglichst nicht. Beim ‚Fangspielen‘ waren Buben und Mädchen wieder vereint. Der Marktplatz mit seinen engen Brandgässchen war sehr beliebt. Wenn die Buben sich ‚aufspielten‘ weil sie geschickter waren, wurden sie von den Mädchen gehänselt, denn häufig hatten diese eine Rotznase und eine ‚Rotzblodder‘ blähte unter der Nase.

Fahrrad fahren lernten wir mit einem Herrenfahrrad, und da die Beine vom Sattel zu den Pedalen zu kurz waren, stieg man unter der Querstange auf das Rad. Nachdem man sich das Geradeausfahren beigebracht hatte, dauerte es nicht lange, bis man auch das Kurvenfahren beherrschte. So fuhr man mit einem ‚Affenzahn‘ seine Runden (‚Kügele‘), was sogar bei den Erwachsenen für Bewunderung sorgte.

Es war immer ein Ereignis, wenn der Büttel an den Straßenkreuzungen auftauchte und die Neuigkeiten der Stadt ausschellte. Eine Sensation für uns Kinder zu dieser Zeit war eine Feuerwehrrübung am Rathaus, wo die größte Leiter an das Rathaus angelegt wurde und einige Feuerwehrmänner in das aufgespannte Fangtuch sprangen.

Erziehung und Lebensumstände

Zur Kleidung wurde alles auf- und umgearbeitet, was noch an Stoffen verfügbar war. Die Sachen wurden oft von den älteren Geschwistern übernommen und abgetragen. Im Kindesalter hatten die Kleinen Leibchen an, die vorne zugeknöpft wurden und Straps Gummis zum Einknüpfen der Strümpfe hatten. Das waren häufig kratzige Wollstrümpfe und in der kalten Jahreszeit froh man, da die Lücke zwischen Leibchen und Strumpf ungeschützt war. Darüber trug man eine kurze Hose mit Trägern und eine Strickweste oder eine Jacke aus deren Ärmel man oft ‚herausgewachsen‘ war. An den Füßen hatte man genagelte Stiefel, um die Sohle zu schonen.. Im fortgeschrittenen Alter bekam man praktische Lederhosen entweder ‚geerbt‘ oder gekauft, aber um Nummern zu groß, damit man hineinwachsen konnte, so dass anfangs die noch dünnen Beine wie Bohnenstecken herausschauten. In den Taschen bewahrte man seine Kostbarkeiten auf, wie zum Beispiel Taschenmesser (Froschgickser), Schnur, Lieblingsmurmel etc. und andere Tauschobjekte.

Die Mädchen (und ihre Mütter) legten mehr Wert auf das Aussehen und waren adreter angezogen. Sie hatten bunte Kleidchen mit Schürzen an und häufig eine Schleife im Haar. So wurde man in den Kindergarten im Spital oder in die Baracke an der Mörike-Straße geschickt. Bei der großen Zahl der Kinder bei nur einer Kinderschwester, wurde es manchem zu langweilig und er ‚büxte‘ durch lockere Zaunlatten am Spitalgarten aus. Draußen konnte man viel Interessantes unternehmen und erleben.

Im Herbst 1948 ging es dann in die Spitalschule. Im Schulranzen waren Schiefertafel, Griffelkasten, Schwamm und Lesebibel. Die Zweierbänke waren fest mit den Vorder- und Hinterbänken montiert und hatten Klappsitze, die man während des Unterrichts nicht schnappen lassen durfte. Auf der Schreibplatte waren die Rinne für die Griffel und das Loch für das Tintenglas. In den beiden ersten Schulklassen hatten wir Lehrer, die von ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten Südeuropas stammten. Herr Voßler kam aus Bessarabien und so konnte er mit Paul Albrecht, der anfänglich kein Deutsch konnte, russisch sprechen.

Der Schulweg führte für viele durch das Gerbergässchen an der Gerberei Schütt vorbei. Die frisch gegerbten und außen gelagerten Häute verbreiteten einen bestialischen Gestank. Es gab für die meisten Kinder am Alltag zweierlei Kleider: die ‚Werdichkleider‘ für zuhause und die Schulkleider, auf die man sorgfältig aufzupassen hatte.

Herr Berner war streng. Er kontrollierte die Fingernägel und das Taschentuch, die beide sauber zu sein hatten, andernfalls gab es Tatzten. Im Allgemeinen wurden körperliche Strafen akzeptiert, als aber Herr Berner Werner einmal eine Ohrfeige gab, so dass die Schreibfeder seine Lippe durchstach, war das selbst Werners Mutter zu viel, und der Lehrer musste sich

entschuldigen. Nachsitzen bei den Buben war alltäglich. Eine weitere Strafe war Holz und Kohlen für den Heizofen aus dem Keller herauftragen.

Untereinander waren wir bestimmt keine Engel. Man konnte den Vordersitzer ärgern: Hagenbuttensamen während des Unterrichts in den Nacken hineinstopfen - das gab dann in der Pause bestimmt eine Rauferei-, die Kleidung der Mitschüler rücklinks mit Tinte bekleckern, die Mädchen an den Haaren ziehen und Schulsachen verstecken.

Im Klassenzimmer krochen Wanzen herum, die man mit der Schreibfeder aufspießte.

Draußen schwirrten Mauersegler auf und ab und ließen sich auf der Fensterbank nieder, das war natürlich interessanter als der Unterricht.

Gassenkinder und Stromer

Hausaufgaben hatte man angeblich keine auf oder erledigte sie spät abends. Aufgetragene Arbeiten versuchte man so schnell wie möglich und oberflächlich zu erledigen. Dann hielt es einen nicht mehr im Haus.

Jede Jahreszeit hatte ihre eigenen Aktivitäten. Im Sommer ging man zum Baden in das ‚Glemsbädle‘. Zum Trocknen legte man sich auf die Steigstraße, es gab ja wenig Autoverkehr. Das Bad in der Glems war mit einem Bretterzaun umschlossen (es war das Mädchenbad des Seminars). Ältere Burschen hatten Löcher in die Bretter gebohrt, aber das Durchspickeln brachte auch nicht die Sensation. Zum Schwimmen ging man an die Enz. Dort führte ein Steg in den Fluss. Von dem sprang man ins Wasser und schwamm ca. 500 m bis zum Tammer Bad und lief dann barfuss über den wurzelübersäten Weg zurück. Ganz Mutige schwammen bis zum Wehr der Sägmühle. Das Baden in der Enz hörte dann auf, als immer mehr Industrieabwässer, die ab Pforzheim eingeleitet wurden, nahezu täglich das Wasser anders färbten.

Große Anstrengungen wurden unternommen, um zu Taschengeld zu kommen: So ‚verropfte‘ man Zuckerrübenpflänzchen auf dem Aichholzhof beim Marstaller. Dazu bekam man nachmittags schulfrei und wurde auf dem Traktoranhänger hinausgefahren. Weinbergschnecken einsammeln und im Spitalhof abliefern war eine weitere Einnahmequelle. Die Schnecken wurden für Feinschmecker in Kisten nach Frankreich geliefert. Mit einem Ring wurde die Größe der Schnecken überprüft, damit die kleinen nachwachsen konnten. Nach vier Jahren war das vorbei, da es nahezu keine Weinbergschnecken mehr gab. Für das Geld erstand man Zuckerle, Bärendreck, Eis (überwiegend gefrorenes gefärbtes Wasser) oder eine Brezel für 6 Pf. Etwas mehr kostete es im Saal des Goldenen Hahnen, der sonntags als Kino fungierte, einen Tarzanfilm mit Johny Weismüller anzuschauen.

Ganze Familien waren eingesetzt, um ‚Garbenstrickle‘ für die Seilerei Näher am Gansberg zu fertigen. Am einen Ende wurden ein Knopf gemacht und am andern ein Hölzle eingezogen. Diese wurden in Bündel zu 100 abgeliefert. So mancher Bauer wunderte sich über das magere Bündel, da man ab und zu einige Strickle für den Eigenbedarf abzweigte.

Das Fangen von Wühlmäusen, die man beim Feldschütz für zehn Pfennig ablieferte, brachte einen erheblichen Zusatzverdienst, zumal der Feldschütz Buchenroth die Kadaver auf seine Miste warf. Dort gruben sie einige Dreiste wieder aus und lieferten sie erneut ab.

Im Herbst half man auf dem Dreschplatz ‚vom Treffinger‘ und in den beiden Mostereien beim Obstpresse, wo man den frischgepressten Saft an Ort und Stelle trinken konnte. Nach der Ernte ließ man seine selbstgebastelten Drachen über den abgeernteten Äckern steigen.

Im Januar wurde von den Jagdpächtern- Friedrich von der Papiermühle- eine Treibjagd abgehalten, bei der die Jugendlichen als Treiber über die Fluren Markgrönings teilnahmen. Neben Wildschweinen, Füchsen und Dachsen wurden nicht selten über 50 Feldhasen geschossen, die auf einem mit Tannenreis geschmückten Wagen an Stangen aufgehängt und durch die Stadt gefahren wurden..

Bei ausreichendem Schneefall wurde am Flohberg und am ‚Schwieberdinger Wegbuckel‘ Schlitten gefahren. Besonders spannend war es, wenn man die Schlitten mit ‚entlehnten‘ Bohnenstangen zusammenband und der Erste, der Schlittschuhe anhatte, das Gespann in rasanter Fahrt bis zur Gegensteigung lenkte. Es gab Winter, an denen die Glens und dieENZ zufroren, da nahm man seine Hudora-Schlittschuhe (‚Absatzreißer‘), schraubte sie seine Stiefel und spielte Eishockey. Man schüttete Wasser auf die Straße, und machte aus dem Glatteis eine meterlange ‚Schleifeze‘.

Im Frühjahr holte man vom Metzger eine Saubläse, die man mit der Fahrradpumpe aufblies, und spielte in den Nebengassen Fußball bis in die Dämmerung hinein. Dann mahnten die Schläge der Kirchturmuhr zum Heimgehen. Man hatte zuhause des öfteren Mühe sein Ausbleiben und die Blessuren an den Knien glaubhaft zu erklären.

Manches Jahr gab es so viele Maikäfer, dass sie ganze Eichen und andere Bäume leer fraßen. Man schüttelte sie von den Bäumen, zertrat sie, sammelte sie in Eimern und verfütterte sie an die Hühner. Die schönen Käfer, die Kaiser, verfrachtete man in Schuhschachteln und nahm sie nach Hause, wo sie noch ein paar Tage gefüttert wurden. Das Gleiche passierte mit den Kaulquappen, die zu Tausenden im Tammer See. (später trockengelegt und mit dem städtischen Bauhof bebaut) schwammen. Man setzte sie daheim in ein wassergefülltes Einmachglas und beobachtete die Metamorphose zum Fröschein. Die Überlebenden setzte man wieder aus.

Im Juni wurden die Kirschen reif –es war schulfrei an Kischenpeter-, man wusste schon vorher, wo die besten Kirschen auf der Gemarkung wuchsen. Man musste sich aber vor dem Feldschütz in Acht nehmen, manchmal halfen nur ein mutiger Sprung vom Baum und eine schnelle Flucht.

Ludwig-Heyd-Schule

Ab Klasse 5 zog unser Jahrgang in die neue Ludwig-Heyd-Schule. Die Lehrerversorgung und die Räumlichkeiten waren jetzt besser. Der Sport wurde auf der ‚Benze‘ abgehalten. Beim Fußballspiel stellte Herr Scholl die Mannschaften immer so auf, dass er sich selbst in die voraussichtliche Siegermannschaft einteilte. Zu den Bundesjugendspielen musste man auf dem Sportplatz im Glemstal antreten. Als Dieter einmal in Religion nachsitzen musste, und die Türe des Klassenzimmers abgeschlossen war, warf er seinen Schulranzen aus dem Fenster, Karlheinz und Hemme fingen ihn auf. Er selber sprang dann hinterher. Herr Hornung war ziemlich streng, ‚Hosenspannes‘ mit dem Meerrohr und schmerzhaftes Ohrenziehen waren seine Methoden, uns zur Räson zu bringen. Auch die anderen Lehrer hatten den Tatzenstock stets auf dem Pult liegen.

In der 6.Klasse musste Dieter wieder einmal nachsitzen, diesmal im Souterrain der Schule. Er entwichte durch den Lichtschacht, was natürlich nicht unentdeckt blieb. Zur zusätzlichen Strafe gab ihm Hausmeister Supp einen Tritt in den Hintern.

Es gab auch Kameradschaftliches. Wer seine Hausaufgaben nicht gemacht oder ‚vergessen‘ hatte- was des öfteren vorkam-, dem gab Gerhard vor dem Unterricht sein Heft zum Abschreiben.

Schluss

In der Schule wurde aber auch mit viel Eifer gelernt und so hat sich unser Jahrgang im späteren Leben gut behauptet. Manche Begabung konnte in der Nachkriegszeit nicht gefördert werden, weil Arbeit und Existenzaufbau zählten und Bildung nicht im Vordergrund stand. Weiterführende Schulen, die damals noch Schul- und Büchergeld kosteten, waren für manche Eltern nicht finanzierbar. Viele aus unserem Jahrgang haben dies nachgeholt; beruflich standen uns alle Möglichkeiten offen.

So war die Zeit, so habe ich sie erlebt und so wurde es mir erzählt .

Otmar Schelling

Mein Dank gilt an Hans-Dieter für seine Schulbeiträge und an Hilde für die Durchsicht.